

GLASI

DAS WOHNEN
DER ZUKUNFT

Text: Larissa Groff, Visuals: Duplex Architekten, Zürich

Das Thema Wohnraum ist omnipräsent und wird sich wohl auch über die nächsten Jahre weit oben auf der Themenagenda von Politikern, Städtebauplanern und Architekten finden. Günstig sollen die Wohnungen sein, der Forderung nach Nachhaltigkeit gerecht werden, die Natur muss nahe sein und doch möchte man die Vorteile einer ur-



banen Stadtwohnung nicht missen. Diese Anforderungen bereiten einigen Kopfzerbrechen. Nun scheinen zwei Genossenschaftsprojekte für die Fragen rund um den Wohnraum eine Antwort gefunden zu haben.

umgesetzt, die jedes Mitglied der Gesellschaft miteinschliessen will. Es werden Wohnungen für Alte, Junge, kleine und grosse Familien sowie Wohngemeinschaften und Singles errichtet, die alle zusammen im gemeinsamen Quartier das nachbarschaftliche Leben neu entdecken wollen. Zudem ist rund ein Fünftel der Wohnungen für Familien mit Sozialhilfe vorbehalten, auch eine Behindertengruppe und Waisenkinder finden hier ihr Zuhause. Die unter-

schiedlichen Lebenswege von Menschen jeglicher Herkunft und mit verschiedenen Einkommen kreuzen sich in diesem Quartier im Hunziker-Areal. Gemeinschaftsterrassen fördern das Zusammenleben, der grosszügige Platz in der Mitte erwacht dank den Läden und Restaurants, die ihn umgeben, zu neuem Leben. Auch die potenziellen Mieter schienen diese Vorteile zu schätzen: Noch während der Bauphase besichtigten unzählige potenzielle

Bewohner das Hunziker-Areal. Ein Quartier, keine Siedlung. Ein urbanes Savoir-vivre. Mehr als Wohnen eben. Das ist die Idee hinter dem Genossenschaftsprojekt.

Abstimmung fordert architektonisches Neudenken

Auf diese Weise können sich auch andere, bis anhin noch unbeachtete Gebiete rund um Zürich neu erfinden und einen frischen Wind in die schweizerische Genossenschafts-

nebeneinanderliegenden Gebäuden ebenfalls gerecht. Die Wohnhäuser unterscheiden sich äusserlich voneinander und hinterlassen so den Eindruck einer Individualität, die nichts mit so einigen faden, grossklotzigen Zementsoldaten zu tun hat, die heute in vielen Quartieren nebeneinander in die Höhe ragen. Von Innovation spricht auch das Innenleben der Gebäude, das ebenfalls ganz dem Gemeinschaftssinn gewidmet ist. Durch eine Etagenplanung mit



architektur bringen, die gerade in Zürich einigen Anforderungen gerecht werden muss: Die Bevölkerung verlangt schon lange nach mehr bezahlbaren Wohnungen. 2011 wurde diese Forderung offiziell. Die Zürcher Stadtbürger stimmten dafür, bis im Jahr 2050 den Anteil an gemeinnützigen Wohnungen um ein Drittel zu erhöhen. «Mehr als Wohnen» garantiert, dass die Mieten auf dem Hunziker-Areal günstiger ausfallen als auf dem freien Markt. Ausserdem wird in der Zeit des heutigen «Dichte-Stresses» der Ruf nach einer platzsparenden Bauweise laut. Diesem Anliegen wird das Quartier bestehend aus seinen 13 nahe

grossen Durchgangswegen und viel Raum für gemeinschaftliche Aktivitäten entsteht auch innerhalb des Wohnhauses ein aktives Zusammenleben unter den Mitbewohnern, «ein Quartier im Haus» sozusagen. Traditionen werden gebrochen, um neue zu errichten.

Erfolgskonzept zieht nach Bülach

Ganz nach dem Vorbild des Hunziker-Areals möchte Steiner zusammen mit der Baugenossenschaft Glattal Zürich und der Logis Suisse AG auf dem nördlich des Bahnhofs gelegenen Areal in Bülach ein neues Quartier mit Miet- und Eigentumswohnungen, Läden, Gewerberäumen

und einem Hotelerrichten. Die 42 000 Quadratmeter grosse Fläche soll ähnlich wie diejenige des Hunziker-Areals gestaltet werden; denn «Mehr als Wohnen» lautet die Devise auch hier. Die Baugenossenschaft Glattal Zürich ist vom geplanten Vorhaben überzeugt: An der Generalversammlung stimmten 87 Prozent für die Umsetzung des Projekts, das bereits im Jahr 2019 gestartet werden soll. Die Ziele der Bauherrschaften für das «Vetropack-Areal», wie das Projekt

der Duplex Architekten, das von der Bauherrschaft bestehend aus Steiner AG in Zusammenarbeit mit der Baugenossenschaft Glattal Zürich und der Logis Suisse AG nun bis im Jahr 2023 realisiert werden soll. Duplex Architekten haben bereits bei der Planung und Realisation des Projekts «Mehr als Wohnen» auf dem Hunziker-Areal mitgewirkt und wollen nun die Idee des gemeinschaftlichen Quartierlebens nach Bülach bringen.



in Bülach Nord auch genannt wird, sind keineswegs tiefer gesteckt als bei der damaligen Planungsphase des Hunziker-Areals. Die Problematik des «Dichte-Stresses» soll angegangen werden, das Quartier Bülach Nord soll zu neuem Leben erwachen und all den städtischen Komfort beinhalten, den man sich wünscht: Einkaufsmöglichkeiten, ein breites Angebot an gemeinschaftlichen Aktivitäten, eine Mischung der Bewohner aus Jung und Alt, Familien und Singles, Ansässigen und Zugezogenen. Trotz dem neu erblühten Leben soll genügend Raum für Rückzugsmöglichkeiten und Erholung bleiben. All das verspricht das Siegerprojekt

Mit dem Genossenschaftsprojekt «Mehr als Wohnen» hat in Zürich Nord ein neues architektonisches Denken stattgefunden. Die fünf Architekten Duplex Architekten, Futurafrosch, Müller Sigrist, Miroslav Šik und pool Architekten haben gemeinsam das Hunziker-Areal neu gestaltet und im Jahr 2015 450 Wohnungen fertiggestellt und zusätzlich Platz



für Restaurants, Hotels, Läden und Büros geschaffen. Gemeinsam kreieren statt konkurrenzieren lautete das Kredo von «Mehr als Wohnen», das aus einem Zusammenschluss von 35 Genossenschaften gebildet wurde. Sieht so der Wohnungsbau der Zukunft aus?

Der Gewinn des Schweizerischen Ethikpreises, den die Super-Baugenossenschaft im Mai 2017 erhalten hat, lässt darauf hoffen. Er kürt ihre Bemühungen, ethisch und gesellschaftlich verantwortungsvoll zu bauen und einer nachhaltigen Entwicklung Folge zu leisten. Dies wird in der Praxis mit einer energie- und platzeffizienten Bauweise

VON DER FABRIK ZUM FAMILIENGARTEN – DAS AREAL, AUF DEM DAS PROJEKT DURCHGEFÜHRT WIRD, HAT SEINE GANZ EIGENE GESCHICHTE, DIE BÜLACH LANGE GEPRÄGT HAT: DIE «GLASI», DIE EHEMALIGE GLASHÜTTE, STAND FRÜHER AN EBENDIESEM ORT. HIER WURDE ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS DIE LANGJÄHRIG ERFOLGREICHE GLASPRODUKTION GEGRÜNDET. MAN HATTE SICH DAMALS AUF DIE HERSTELLUNG VON EINMACHGLÄSERN SPEZIALISIERT, EIN VERKAUFSSCHLAGER, DER VIELE JAHRE ANHIELT. ZULETZT FÜHRTE DER EINZUG DER TIEFKÜHLTRUHE IN DIE SCHWEIZER HAUSHALTE DAZU, DASS DIE EINMACHGLÄSER ZUR AUFBEWAHRUNG VON EINGEKOCHEM LANGSAM, ABER STETIG ÜBERFLÜSSIG WURDEN. DIE EINE BÜLACHER GESCHICHTE ENDET, EINE NEUE BEGINNT: AUF EBENDIESEM GELÄNDE, WO ÜBER 100 JAHRE LANG DIE WEITBEKANNTEN GRÜNEN GLÄSER GEBRANNT WURDEN, ENTSTEHEN HEUTE 400 KOSTENGÜNSTIGE GENOSSENSCHAFTSWOHNUNGEN, WELCHE ÜBER – EBENSOWIE DAS PROJEKT «MEHR ALS WOHNEN» – RAUM FÜR DIE ÖFFENTLICHE NUTZUNG IN DEN SOCKELGESCHOSSEN VERFÜGEN SOLLEN. AUSSERDEM WERDEN IM NEUEN QUARTIER 150 EIGENTUMSWOHNUNGEN ENTSTEHEN. RUND EIN DRITTEL DES AREALS IST FÜR DAS GEWERBE RESERVIERT, WELCHE DAS QUARTIERLEBEN FÖRDERN UND FÜR EIN URBANES FEELING SORGEN SOLL. ZUDEM ERMÖGLICHEN DIE GEWERBEFLÄCHEN ARBEITEN UND WOHNEN AM SELBEN ORT, WAS BEI DER DEBATTE UM DIE LANGEN ARBEITSWEGE UND ERHÖHTEN PENDLERAUFGKOMMEN WÜNSCHENSWERT IST. DIE MIET- SOWIE DIE EIGENTUMSWOHNUNGEN, DER RAUM ZUR ÖFFENTLICHEN NUTZUNG UND DAS GEWERBE WERDEN IN 22 TRAPEZFÖRMIGEN GEBÄUDEN PLATZ FINDEN. ZWISCHEN IHNEN BEFINDEN SICH MEHRERE PLÄTZE, DIE ALLEN BEWOHNERN ZUR VERFÜGUNG STEHEN SOLLEN. IM SINNE DES ZUSAMMENLEBENS STEHEN AUCH DIE FAMILIENGÄRTEN, DIE SICH AM RAND DES «VETROPACK-AREALS» BEFINDEN. SO ENTSTEHT RAUM, IN DEM DIE GEMEINSCHAFT DES NEUEN QUARTIERS GESTÄRKT WERDEN KANN – GANZ NACH DEM VORBILD DES ERFOLGREICHEN KONZEPTS DER BAUGENOSSENSCHAFT «MEHR ALS WOHNEN». DARIN SPIEGELT SICH AUCH DER WUNSCH DER HEUTIGEN GESELLSCHAFT NACH MEHR SHARING ECONOMY WIDER: GEMEINSAM SCHAFFEN UND NUTZEN STATT NUR ALLEINE BESITZEN. AUF DIESE WEISE VERSPRICHT DAS PROJEKT EIN DYNAMISCHES QUARTIER ZU WERDEN, DAS URBANITÄT UND FAMILIÄRES ZUSAMMENLEBEN VERBINDET. WIR SIND IN DER ZUKUNFT DES WOHNENS ANGEKOMMEN.

«Ich will ein intellektueller Handwerker sein.»

Interview: Frank Joss / Larissa Groff, Bilder: Larissa Groff



Dan Schürch – Duplex Architekten

Seit rund zehn Jahren leitet der gebürtige Zürcher Dan Schürch zusammen mit seiner deutschen Kollegin Anne Kaestle das Architekturbüro Duplex Architekten, das im Herzen von Zürich sowie seit 2011 in Düsseldorf und Hamburg seine Standorte hat. Ihr Ziel: Die Räume zwischen den Häusern statt nur die Gebäude zu gestalten und so den Menschen wieder mehr ins Zentrum zu rücken.

Nach dem erfolgreichen Wohnungsbauprojekt «Mehr als Wohnen», bei dem mehrere Genossenschaften und Architekturbüros beteiligt waren, wagen Duplex Architekten nun den Alleingang: Das «Glasi-Projekt» in Bülach Nord orientiert sich am prämierten Genossenschaftsprojekt und will trotzdem anders sein. Dan Schürch von Duplex Architekten über seine Hoffnungen zum neuen Projekt, die nötige Imperfektion in der Architektur und wieso eine Porta Nova in Rothrist Unsinn ist.

Herr Schürch, sind die heutigen Architekten noch mutig?

Nein. Die jetzige Generation ist sehr kundenorientiert und nicht revolutionär. Es fehlt an Statements, man ist sehr angepasst.

Wie stellen Sie sicher, dass Sie Ihren Mut nicht verlieren?

Früher gab es eine Zeit, in der die Architekten nicht bauen konnten. Es ging darum, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. In meiner Generation können viele bauen und es gibt zahlreiche Aufträge, mit denen sich Geld verdienen lässt. Aber es besteht die Gefahr, dass die Architekten dadurch an Profil verlieren. Wir haben den Luxus, dass wir viele Projekte für uns gewinnen konnten und jetzt auswählen dürfen. Durch diese Selektion gelingt es uns, unseren architektonischen Beitrag zu leisten – nur müssen wir dann natürlich noch die richtigen Partner für die Umsetzung finden.

Hören diese Partner auf Sie?

Mittlerweile schon, weil wir uns eine gewisse Position erarbeitet haben. Wir haben zudem zwei weitere Standorte in Düsseldorf und Hamburg und haben uns so bewusst international vernetzt. Wir halten zudem oft Vorträge und sind viel unterwegs, um interessante Leute kennenzulernen.

Ihr Architekturbüro will Inhalte generieren. Wie setzen Sie diesen Vorsatz in die Realität um?

Es gibt einen grossen Unterschied zwischen den «Entwicklern», die nach fünf Jahren die Verantwortung für ihre Objekte abgeben, und denjenigen, die das Objekt betreiben. Letztere stellen den Menschen ins Zentrum und nicht die Investition. Auch wir haben bei der Städtebauplanung nie das Objekt in den Vordergrund gestellt, sondern den Raum zwischen den Häusern. Häuser sind, wie sie sind – wir wollen hingegen Stadtraum entwerfen.

Lässt sich daraus schliessen, dass Ihre Projekte grundsätzlich schon eine Imperfektion beinhalten?

Ja, unbedingt. Das ist der Unterschied zwischen uns und Architekten, die objektbezogen sind, bei denen alles perfekt sein muss – und die deshalb oft scheitern. Wir wollen bewusst mit Brachen im Städtebau leben, es braucht Orte, an denen man unbeobachtet ist. Und es braucht Aneignung, die die Bewohnerschaften, indem sie bewusst partizipieren. So entsteht Identifikation. Die Bewohner fühlen sich wohl, denn sie sind Teil des Gestaltungsprozesses.

Was ist ein guter öffentlicher Platz, auf dem sich die Anwohner gerne treffen?

Die Plätze dürfen nicht zu gross sein, sonst fühlen sich die Leute verloren. Dachterrassen können da kontraproduktiv sein, weil sie die eh schon geringen Besucherströme von den Plätzen abziehen.

Zweitens müssen die Erdgeschosse genutzt werden, dafür sollten auch Negativ-Mietmodelle in Betracht gezogen werden. Wenn wir den Bäcker bei uns im Quartier haben wollen, dann müssen wir ihm etwas dafür zahlen und nicht er uns. Das ginge finanziell auf, wenn jeder wenige Franken mehr Miete bezahlen würde.

Zuletzt können Hauseingänge in die Seitengasse verlegt werden, damit die Frontseite der Gebäude Platz für Schaufenster bietet und nicht etwa von Briefkästen verbarrikiert wird. Beim Glasi-Quartier fördern wir die Aktivität mit vier verschiedenen Plätzen, denen wir alle verschiedene Identitäten zugeschrieben haben.

Wie unterscheiden sich diese Identitäten?

Ein Platz orientiert sich an einer mediterranen Piazza. Dann gibt es einen Marktplatz, einen Garden Square, unsere grüne Lunge, und einen Gemeinschaftsplatz. Die Leute brauchen Möglichkeiten, aus denen sie aussuchen können.

Woher nehmen Sie die Inspiration für solche Ideen?

Meine Väter in der Architektur – und auch die meiner Kollegin Anne Kaestle – sind die Meili Peter Architekten, bei denen wir beide lange Zeit gearbeitet haben. Sie haben uns gelehrt, die Dinge breit zu denken. Ausserdem orientiere ich mich auch an älteren Architekten wie Luigi Moretti und seinem Aufsatz «Strukturen und Sequenzen des Raums». Er hat Modelle für Räume entwickelt. Das hat mich geprägt. Beim Glasi-Projekt stützen wir uns zudem auf bereits bestehende Referenzen. Gebäude, die mindestens 20 Jahre alt sind, also nicht nur einem Trend folgen und morgen wieder aus der Mode kommen.

Was genau meinen Sie mit Referenzen?

Das ist sozusagen der «Pate» eines Hauses. Das Referenzgebäude sieht zwar nicht gleich aus, aber die Gedanken gewisser Häuser haben wir – sozusagen als Referenzstimme – beim Glasi-Projekt miteinbezogen.

Stichwort Trend: Der Architekt Sou Fujimoto sagt, die Zukunft der Architektur werde absolut primitiv sein. Was denken Sie?

Die Analyse stimmt, es könnte tatsächlich so sein. Die Architekten neigen dazu, immer mehr zu Designspezialisten zu werden, die von Soziologie nichts mehr verstehen. Wir Architekten wurden mal als «intellektuelle Handwerker» betitelt, genau das will ich sein.

Das heisst, wir müssen uns wieder mehr für alle Baudisziplinen, aber auch für Musik, Theologie und Soziologie interessieren. Oder für Filme, eine wichtige Referenz bei diesem Projekt.

Wieso Filme?

Man befindet sich in einer Szene und geht in die nächste. Wir stellten uns bei der Planung Fragen wie «Was passiert, wenn ich mich vom einen Ort zum anderen begeben?», also eine Szene verlasse und die neue betrete.

Die Architektur spielt so die stumme Hauptrolle in diesem Film.

Sie sagten, Sie seien gegen Architekten als Designspezialisten. Was halten Sie denn vom Buch «Wer hat Angst vor Niketown?», in dem Friedrich von Borries beschreibt, welchen grossen architektonischen Einfluss die Markengiganten auf die Planung ganzer Quartiere und Stadtviertel haben?

Das gibt es ja oft, wie beispielsweise die Siemens-Stadt. Ich finde das kraftlos, gar dünn. Ich halte dagegen: Der Name ist für mich nicht so wichtig wie der Ort an sich. Mich interessiert, wie wir von diesen monotonen Stadtteilen wegkommen. Dafür braucht es zuallererst einmal eine gewisse Dichte.

Apropos Umgang mit der Dichte: Was halten Sie von neuartigen grünen Konzepten wie der Porta Nova mit dem Bosco Verticale?

Ich finde das eine spannende Idee: Wir brauchen grüne Räume in der dichten Stadt, manchmal eben in die Vertikale. Das gleiche Konzept wird ja in Rothrist von V-Zug umgesetzt, die einen Turm baut, der begrünt wird. Nur ist man dort innerhalb von fünf Minuten im Wald. Diese Idee aus Mailand, die nun zu einem Brand geworden ist, wird an einem Ort wiederverwendet, an dem er die Bedeutung verliert. Das ist problematisch.

Nun zu einem Autor, der etwas positivere Gedanken vertritt: Alain de Botton schreibt in seinem Buch «Glück und Architektur», dass Architektur – teilweise zumindest – glücklich machen kann. Stimmt das?

Ja, aber es gibt Widerstände. Beispielsweise der Glaube an eine Ideologie, wie jedermann zu leben hat. Das Menschenbild ist aber heute nicht mehr homogen. Im Städtebau wird das oft zu wenig berücksichtigt; den Bewohnern wird ein bestimmtes Schema aufgezwängt.

Dieses Problem versuchen Sie ja beispielsweise mit Genossenschaftsprojekten wie «Mehr als Wohnen» auf dem Hunziker-Areal zu lösen, das individuellen Wohnstilen gerecht werden soll. Das Projekt wurde unter anderem mit dem World Habitat Award für innovative Wohnprojekte prämiert. Wieso wird das Glasi-Projekt ebenfalls zum Erfolg?

Glasi wird zum Erfolg, aber nicht so wie das Projekt «Mehr als Wohnen», das auf sehr breites Interesse gestossen ist. Denn «Mehr als Wohnen» steht für Architektur, für Typologie, für Materialforschung, nachhaltige Energiekonzepte und vieles mehr. Wir haben so viele Preise für dieses Projekt gewonnen, weil so viele Interessengruppen daran beteiligt waren und jeder in einem spezifischen Bereich über spezielle Fähigkeiten verfügte. Zudem ist das Glasi-Projekt mit einem Wert von 2.3 noch viel dichter besiedelt als das Projekt «Mehr als Wohnen» mit seiner Dichte von etwa 1.45. Das stellt uns vor neue Herausforderungen. Aber ich glaube fest an den Erfolg des Glasi.

Hängt die Verantwortung für den Erfolg nun allein an Ihnen?

Nein, aber wir liefern eine wichtige Antwort zu den Entwurfsstrategien eines Architekten, der mehrere Häuser in einem Quartier baut. Die Frage ist nun, ob man als Architekt überhaupt eigenständig so viele Häuser selber planen kann oder ob man mehrere Architekten in den Prozess involvieren muss. Wir wollten die Planung eigenständig durchführen, weil wir den Zwischenraum kontrollieren möchten. Obwohl so die Gefahr der Monotonie besteht.

Wie sind Sie dieser Problematik begegnet?

Wir haben eine Kollektion geschaffen. Die Häuser sehen zwar alle anders aus, stammen aber aus derselben Linie. Diese Entwurfsstrategie der Kollektion ist neuartig und wird die Architektur in Europa prägen.

Haben Sie denn bisher wirklich alles selbständig entworfen?

Ja, bis und mit der Baubewilligung. Jetzt haben wir ungefähr 60 Prozent des Auftrags an IttenBrechtbühl abgegeben, da wir nebenbei noch andere Projekte bearbeiten. Wir sind aber immer noch verantwortlich für die Fassadenkonstruktion, die «Hülle» des Projekts. So können wir den ganzen Städtebau kontrollieren, die Konstruktion beherrschen.

Welche Lehren haben Sie aus der Umsetzung des Projekts «Mehr als Wohnen» gezogen, die Sie beim Projekt Glasi beziehen werden?

Das Projekt «Mehr als Wohnen» ist für mich etwas zu heterogen, da so viele Architekten daran mitgewirkt haben. Es gab Situationen, da hätte man sagen können, «less is more», etwas weglassen, damit das Gesamte davon profitiert. Generell sollten nicht zu viele Experimente bei der Entwicklung eines Quartiers gemacht werden.

An vielen Punkten, speziell der Erdgeschossnutzung, halten wir jedoch weiterhin fest. Weiterentwickeln möchten wir ebenfalls die Betreuungsgesellschaft, Vermietungsmodelle und Cluster-Wohnungen. Das ist eine Art Wohngemeinschaft, in der acht bis zwölf Bewohner leben, die zwar bei sich über ein eigenes Bad und eine Küche verfügen, sich aber die grossen Zwischenräume – zum Beispiel eine Bibliothek und eine grosszügige Küche – teilen. So wird noch weniger Fläche pro Person genutzt, was dem Aspekt der Nachhaltigkeit gerecht wird.

Worüber machen Sie sich bei der Umsetzung des Bauprojekts in Bülach Nord Sorgen?

Ich Sorge mich, dass das Gedankengerüst zusammenstürzt, und zwar aus ganz brachialen Gründen: Dass das Geld fehlt, dass unser Projekt simplifiziert wird durch Leute, die nicht «out of the box» denken können und deshalb nicht auf unseren Zug aufspringen.

Des Weiteren hoffe ich sehr, dass wir auch hier eine Betreuungsgesellschaft aufbauen können, damit partizipative Prozesse stattfinden und Leben entsteht. Wir können das nach der Fertigstellung nicht mehr beeinflussen, es entsteht also ein gewisses Risiko. Bei «Mehr als Wohnen» funktioniert das aber bis anhin sehr gut.

Was erhoffen Sie sich für Bülach Nord?

Dass sich ein neues Stück Stadt entwickelt. Es darf nicht in



Konkurrenz zur Altstadt stehen, aber ihr ebenbürtig gegenüberstehen.

Wie sieht der perfekte Mix aus den verschiedenen Wohnungsmietern aus?

Das Stichwort ist Mix. Es braucht verschiedene Wohnungsgrößen, es braucht unterschiedliche Wohnungstypologien – denn nicht alle wollen im gleichen Grundriss leben – und es braucht Mietabstufungen. Wir wollen Jung und Alt zusammenbringen. Verschiedene Identitäten generieren verschiedene Typologien.

Und bei den Gewerbeflächen?

Wir brauchen sogenannte Schlüsselmieter, die Gewerbeflächen übernehmen. Nun nochmals am Beispiel des Bäckers aufgezeigt: Wenn wir diesen haben, zieht der wiederum andere Mieter an. Solche Schlüsselmieter müssen wir mit einer tiefen Miete, einer Negativmiete oder auf andere Weise gewinnen.

Bei «Mehr als Wohnen» hat sich beispielsweise ein Geigenbauer eingemietet. Speziell, so jemanden bei sich im Quartier zu haben. Das gefällt mir.

Damit sich solche Leute einen Raum bei uns leisten können, muss jeder Bewohner einen Beitrag zahlen, am besten sollte dieser in den Nebenkosten integriert sein. Denn schlussendlich profitieren alle davon.

Von der Skizze auf Papier zur Fertigstellung einer ganzen Wohnsiedlung. Wie kam Ihre Vision vom Glasi zustande?

Da wir zu dieser Zeit viel gereist sind, entstanden viele unsere Ideen im Flugzeug. Wir haben darüber geredet, wie so ein Projekt auszusehen hat, und schickten Fotos von unseren Skizzen ins Büro. Wir hielten uns auch nicht an alle Regeln des Wettbewerbs und haben nicht alles eingereicht, was man einreichen müsste. Es war daher eher ein intellektueller Entwurf.

Duplex Architekten sind im Raum Zürich, Düsseldorf und Hamburg tätig. Was kann die Schweizer Grossstadt im Bereich eben solcher Genossenschaftsprojekte von Deutschland lernen?

Es ist genau umgekehrt. Wir exportieren Knowhow zum Wohnungsbau nach ganz Europa. Wir schaffen Architektur, bei der der Mensch im Vordergrund steht. Die Schweiz nimmt hier eine Vorreiterrolle ein.

Deutschland setzt also eher auf das Altbekannte. Können Sie dort mit Ihren Modellen und neuen Herangehensweisen überzeugen?

Es ist harzig, innovative Ideen in Deutschland einzubringen. Das Problem liegt einerseits daran, dass in Deutschland der Druck zur Verdichtung noch nicht so hoch ist wie bei uns. Andererseits herrscht in Deutschland ein starkes Schwarz-Weiss-Denken vor; es gibt eine Überreglementierung, die besagt, was richtig und was falsch ist.

Die Schweiz ist dagegen eher auf Dialog und Kompromisse aus. Ausserdem steht uns in der Schweiz viel mehr Geld für die Mietwohnungen zur Verfügung. In Deutschland gibt es viel weniger davon, da der Fokus auf privaten Wohnungen und Familienhäusern liegt.

